

Die Washington Post hat einen erschütternden Bericht über die misslichen Verhältnisse veröffentlicht, in die sogar Obdachlose mit Jobs in der US-Hauptstadt geraten können.

LUFTPOST

Friedenspolitische Mitteilungen aus der
US-Militärregion Kaiserslautern/Ramstein
LP 044/19 – 10.04.19

"Das bin nicht mehr ich!"

**Die neue Obdachlosigkeit in den USA lässt die Zeltstädte wachsen.
In einer davon kämpft Monica Diaz um ihren Vollzeitjob und ihre Würde.**

Von Terrence M. Coy

The Washington Post, 22.03.19

(https://www.washingtonpost.com/news/local/wp/2019/03/22/feature/this-is-not-me/?utm_term=.12ee650f15de&wpisrc=nl_most&wpmm=1)

An einem kalten Donnerstagmorgen um 10 Uhr kauerte Monica Diaz voller Angst in ihrem Zelt (in der Washingtoner Innenstadt). Seit der letzten Räumung waren zwei Wochen vergangen, und schon bald würden von Polizisten begleitete städtische Arbeiter mit Lastwagen zum Abtransportieren des Räumungsmülls auftauchen, um die aufgebauten Zelte zu beseitigen. Das Aufwachen am Morgen war immer schrecklich, am schlimmsten war es aber an Tagen, an denen Monica nachts nicht schlafen konnte, weil ihre Obdachlosigkeit (durch die bevorstehende Räumung) wieder einmal öffentlich bloßgestellt würde. Sie hätte ganz gern verborgen, dass sie mit 40 Jahren in einem Zelt leben musste, weil sie sich keine andere Unterkunft leisten konnte.



Foto: Michael S. Williamson

"Kann's losgehen?" fragte Monica ihren Mann nach der schlaflosen Nacht, die beide – wegen der Kälte an ihren Hund Sassy gekuschelt – in einem Zelt in der Nähe der Union Station (eines Bahnhofs) und des CNN-Büros in Washington verbracht haben.

"Gleich," stöhnte der 31 Jahre alt Pete Etheridge.

Sie schauten sich in ihrem Zelt um, das nicht nur ihre ganze Habe enthielt, sondern auch eine Lebensweise widerspiegelte, die im Laufe des letzten Jahrzehnts die Obdachlosigkeit in den USA immer stärker zu prägen begann. Da die Mieten in städtischen Boom-Gebieten explodiert sind, nimmt die Zahl der Zeltstädte in fast allen US-Bundesstaaten ständig zu; sie sind zum sichtbarsten Zeichen dafür geworden, dass die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher werden. Im Orange County in Kalifornien (s. [https://de.wikipedia.org/wiki/Orange_County_\(Kalifornien\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Orange_County_(Kalifornien))) wurden im letzten Jahr mehr als 700 Menschen aus einer Zeltstadt am Santa Ana River vertrieben; weil Tausende (Anwohner) eine Petition unterzeichnet hatten, war Anaheim (s. <https://de.wikipedia.org/wiki/Anaheim>) zum Notstandsgebiet erklärt worden. Seattle hat inzwischen einige Zeltstädte zu De-Facto-Kommunen erklärt und ihnen eigene Telefonnummern und Adressen zugeteilt. Gleichzeitig ist die Anzahl der Zeltlager-Räumungen im Bezirk Seattle nach städtischen Unterlagen von 29 im Jahr 2015 auf 100 im Jahr 2018 angestiegen.

Monica, eine korpulente Frau mit krausen Haaren, die schon in ihrem siebten Zelt lebt, weil Räumkommandos die sechs, die sie vorher besaß, einfach mitgenommen haben, schaute auf die geschäftige Umgebung und begann sich auf das Erwartete vorzubereiten. Sie würde Kleidungsstücke und Decken in schwarze Abfalltüten stopfen, das blaugraue Nylonzelt zusammenfalten, alles in einen Einkaufswagen packen und (vor dem erwarteten Räumkommando) in Sicherheit bringen müssen. Bald könnte sie zusehen, wie Arbeiter alle auf ihrem Zeltplatz in der First Street der New York Ave hinterlassenen Spuren beseitigen würden. Anschließend würden sie und ihr Partner zurückkehren und ihr Zelt wieder aufstellen; sie würde eine Schmerztablette nehmen und nochmals zu schlafen versuchen, bis es Zeit wäre zur Arbeit in einem Schnellrestaurant zu gehen.

"Wir müssen alles von hier wegbringen," sagte sie und zeigte auf die benachbarte Straße. Pete schaute auf die wegzupackenden Sachen und schüttelte den Kopf, als sich ein Mann in einem braunen Mantel näherte. Er kam von "Street Sense" (s. <https://www.streetssense-media.org/about/>), einer städtischen Behörde für Obdachlose, und musste normalerweise dafür sorgen, dass die Räumungen widerstandslos verliefen; diesmal teilte er den Beiden aber mit, die Räumung sei verschoben worden, weil die Stadt Unterkühlungen (bei vertriebenen Zeltbewohnern) befürchtete. Monica und Pete würden ihr Zelt also nicht abbrechen müssen – wenigstens nicht am heutigen Tag.

"Die Räumung wurde verschoben?" fragte Monica, bedeckte mit einer Hand ihren Mund und schloss die Augen. "Oh, mein Gott! Wir wollten doch gerade unser ganzes Zeug zusammenpacken!"

Sie umarmte erst den Mann und dann Pete; die beiden Zeltbewohner waren so erleichtert, dass sie zu weinen begannen.

"Ich liebe dich, Baby," sagte Pete und drückte sein Gesicht an ihres.

"Wir werden es schon schaffen," sagte sie zu ihm und wischte ihm die Tränen aus den Gesicht.

Das Schild an einen Metallpfosten hinter ihnen zeigte jetzt das Datum der nächsten Räumung an.

Den 28. Februar, zehn Uhr vormittags – genau zwei Wochen später.

Das Leben im Zelt ist beschwerlich. "Auch hier sparen wir Energie," versuchen sie, rückblickend auf ihre frühere Wohnsituation, zu scherzen. Eine Zeltseite ist ihr "Kleiderschrank"; dort stapeln sich die Kleidungsstücke, die ihnen von einer Kirchengemeinde gespendet wurden. Die Zeltmitte ist ihr "Schlafzimmer"; dort liegen Decken und Schlafsäcke. Die andere Zeltseite dient ihnen als "Küche" und "Badezimmer"; dort bewahren sie die Nahrungsmittel und die Toilettenartikel auf, die Monica von ihrem Lohn kauft, den sie alle zwei Wochen bekommt.

Ihre jetzige Arbeitsstelle hat Monica kurz nach der letzten Räumung gefunden. Normalerweise zieht sie erst um 3 Uhr nachmittags den Reißverschluss ihres Zeltens auf und kriecht hinaus in die Helligkeit des Tages – immer noch müde, mit verquollenen Augen und zerzausten Haaren. Sie zieht sich die Kapuze ihrer Jacke über den Kopf, und Pete sichert das Zelt mit einem Vorhängeschloss. Der Hund Sassy bleibt auf einem Stapel Decken zurück. Dann begeben sich beide in die Union Station, die für Hunderte von Obdachlosen als Epizentrum ihres täglichen Lebens fungiert. Dort können sie sich waschen, eine Toilette aufsuchen, eine preiswerte Mahlzeit bei Bojangles (s. <https://www.bojangles.com/>) oder McDonald kaufen und sich aufwärmen. Dabei tauchen sie ein in eine größtenteils unsichtbare, parallele Wirklichkeit, die von den vielen Tausend Menschen, die täglich durch diesen Bahnhof strömen, zu Zügen eilen, einen Kaffee kaufen oder in einer vom Ehrgeiz angetriebenen Stadt ihren Geschäften nachgehen, überhaupt nicht wahrgenommen wird.

Weil einige dieser Menschen Gäste des Schnellrestaurants sein könnten, in dem Monica arbeitet, geht sie mit heruntergezogener Kapuze durch einen Nebeneingang, an dem Lastwagen Waren anliefern und durch den die Bahnhofsrestaurants ihre Abfälle entsorgen. Dabei fragt sie sich oft, wie es dazu kommen konnte?

Sie weiß, dass sie einige Fehler gemacht hat. Immer wieder blieben Rechnungen unbezahlt, und weil sie erfolglos versuchte, an der Towson University (s. <https://www.towson.edu/>) einen Abschluss zu erwerben, stiegen ihre Schulden so stark an, dass sie ihre Kreditwürdigkeit verlor. Vor vier Jahren war wegen Drogenhandels Klage gegen sie erhoben, aber später wieder fallen gelassen worden. Wie konnte es dazu kommen? Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie noch eine Wohnung, ein Auto und einen Job in einem Price-Rite-Supermarkt (s. https://en.wikipedia.org/wiki/Price_Rite) in District Heights (s. https://en.wikipedia.org/wiki/District_Heights,_Maryland), der gut bezahlt wurde und ihr die Chance bot, zur Managerin aufzusteigen. Aber dann kam Pete – ein ruhiger Mann mit einem großen Herzen, dem sie vor sieben Jahren ihre Telefonnummer gab, weil sie ihn in den Straßen ihrer Heimatstadt Washington mehrmals getroffen hatte. Als er sie besuchte, sagte er, ihr Zusammentreffen müsse einen Grund gehabt haben, und blieb einfach da.

Ihre erste gemeinsame Wohnung war ein Einzimmer-Apartment in Temple Hills in Maryland (s. https://en.wikipedia.org/wiki/Temple_Hills,_Maryland). Die 900 Dollar betragende Miete war kein Problem, weil sie bei Price Rite gut verdiente und er nachts in einem Großmarkt Lebensmittel einsortierte. Monica kochte an den meisten Abenden Gerichte aus der Dominikanischen Republik oder aus Guatemala, nach Rezepten ihrer Mutter und ihrer Großmutter, die schon lange gestorben waren. Als sie sich im Mai 2016 verlobten, postete Monica auf Facebook ein Bild von den silbernen Verlobungsringen, die sie füreinander gekauft hatten. Während sie in ihrem Apartment glücklich waren, dräute Unheil herauf.

Sie wohnten in Lynnhill Condominiums, einem massiven Gebäude, dessen Wohnungen überwiegend an Menschen mit geringem Einkommen und mit Zahlungsproblemen vermietet waren. Als im Oktober 2016 wegen ausstehender Zahlungen der Strom abgeschaltet wurde, zogen viele Mieter aus. Monica und Pete blieben. "Ich hangle mich von Gehaltscheck zu Gehaltscheck," erzählte Monica einem Fernsehreporter. Damals sah sie noch

ganz anders aus. Sie trug eine Brille und Ohrringe und ihre Haare waren gepflegt. Sie sagte dem Reporter auch: "Ich kann hier nicht weg." Weniger als ein Jahr später wurde das Gebäude von der Feuerwehr des Prince George County's gesperrt. "Aus Sicherheitsgründen müssen Sie das Gebäude verlassen," hatte die Polizei über Lautsprecher vom Parkplatz aus angeordnet. "Womit haben wir das verdient?" fragte Monica verzweifelt in einem weiteren Fernsehinterview. "Wir haben die Miete bezahlt und hart dafür gearbeitet. Warum tun sie uns das an?" Sie mussten ausziehen und auf der Straße leben – das geräumte Gebäude wurde an ein Immobilienunternehmen verkauft.

Zwei Jahre danach waren Monica und Pete auf dem Weg zum Busbahnhof der Union Station, weil es in dessen Nähe einen Waschraum gab, den Monica immer aufsuchte, bevor sie zur Arbeit ging. Dort konnte sie sich in eine Waschkabine einschließen, einen Moment für sich allein sein, einmal tief durchatmen und sich waschen. Als sie entdeckte, dass der Waschraum heute wegen Bauarbeiten geschlossen blieb, stöhnte sie enttäuscht auf.

Sie wusste, wie wichtig es war, nicht wie eine Obdachlose auszusehen. Als sie Lynnhill verlassen und zum ersten Mal auf der Straße leben musste, konnte sie ihren Job bei Price Rite noch monatelang behalten. Als sich ihr Äußeres wegen Schlafmangels und unzureichender Hygiene negativ veränderte, wurde sie aber entlassen. Weil sie vermeiden wollte, das ihr das wieder passierte, stieg sie die Treppe hinunter zur Damentoilette. Dort ging es so chaotisch zu, wie sie befürchtet hatte. Touristinnen, Pendlerinnen und obdachlose Frauen drängelten sich in einer langen Schlange vor dem Waschbecken mit dem Spiegel darüber. Es dauerte einige Minuten, bis sie endlich davor stand.

Als sie zurückkam, war ihre Kapuze zurückgeschlagen, ihr Haar gekämmt und zu einem Knoten verschlungen. Sie trug weiße Ohrringe und ihre Lippen glänzten.

Pete lächelte sie an.

"Du siehst wie Mulan (eine Disney-Figur) aus," sagte er, als sie zur Straßenbahnhaltestelle in der H Street gingen, von wo aus sie zur Arbeit fahren würde. Er begleitete sie und versuchte sie aufzumuntern, indem er ihr immer wieder versicherte, dass sie gut aussehe.

Sie starrte ihn wütend an.

"Das stimmt nicht, Baby," fuhr sie ihn an, nahm sich aber gleich wieder zusammen und fügte sanfter hinzu: "Ich bin nur frustriert, weil ich nicht so aussehe, wie ich gern möchte. Du sagst mir immer, ich sei hübsch, ich fühle mich aber nicht so."

Weil sie nicht mehr darüber sprechen wollte, wandte sie sich von ihm ab und hielt Ausschau nach der Straßenbahn.

Einige Tage später begann es schon früh morgens in dicken Flocken zu schneien, und fast alle Geschäfte in der First Street blieben geschlossen. Pete begann sich Sorgen zu machen, weil Monica nach dem Aufwachen zur Toilette in der Union Station gegangen und nicht zurückgekommen war. Er wusste, dass Obdachlosigkeit einen Menschen zerstören kann, denn, seit er 13 Jahre alt war, hatte er immer wieder auf der Straße gelebt, und er sah auch, wie Monica litt. Erst kürzlich war sie mehrere Stunden verschwunden und hatte ihm hinterher erzählt, "verrückte Gedanken" gehabt zu haben. Wenn sie ihn jetzt brauchte, war er nicht bei ihr. Er musste sie finden.

"Hast du meine Frau gesehen?" fragte er einen Obdachlosen vor dem Eingang der Union Station. Als der Mann den Kopf schüttelte, suchte Pete weiter in einem Lebensmittelladen,

vor Verkaufsständen für Säfte und Süßigkeiten im Bahnhof und in der McDonald-Filiale, in der viele Obdachlose saßen. Monica war nicht zu finden.

Das war nicht das Leben, das er Monica versprochen hatte. Ihre erste Nacht als Obdachlose hatten sie in einer Bushaltestelle in der Nähe eines Hotels verbracht, das sie sich nicht mehr leisten konnten; damals hatte er ihr versichert: "Wir werden es schon schaffen," und auch daran geglaubt. Sie versuchten es in Washington, weil die Bürgermeisterin Muriel E. Bowser (s. https://en.wikipedia.org/wiki/Muriel_Bowser) versprochen hatte, sich mehr um die Obdachlosen in ihrer Stadt kümmern zu wollen. Sie hofften, in der Stadt, in der sie sich kennengelernt hatten, Hilfe zu bekommen. Als sie bei städtischen Behörden um Hilfe baten, lernten sie schnell, dass sie nicht zu denen gehörten, die Hilfe erwarten konnten. Weil sie einen Hund hatten und Sassy nicht im Stich lassen wollten, waren die zudem nach Geschlechtern getrennten Unterkünfte keine Option für sie. Dass sie keine Kinder und keine gesundheitlichen Probleme hatten, machte ihre Chancen auf eine Unterkunft völlig zunichte, weil andere Obdachlose dringender Hilfe brauchten. "Es geht Ihnen noch viel zu gut," hatte ihnen Ann Marie Staudenmaier erklärt, eine Rechtsanwältin, die für die Washington Legal Clinic for the Homeless (s. dazu auch https://en.wikipedia.org/wiki/Washington_Legal_Clinic_for_the_Homeless) tätig ist. "Wegen des großen Andrangs gehören Sie nicht zu denen, die mit Priorität versorgt werden müssen."

Pete wandte sich verzweifelt an einen weiteren Obdachlosen vor einer Filiale von Pret a Manger (s. <https://www.pret.com/en-us>) mit der Frage: "Hast du mein Mädchen gesehen?"

In den ersten Monaten in Washington waren Monica und Pete von Bank zu Bank und von Park zu Park gezogen und hatten überall geschlafen, wo sie sich sicher glaubten, bis ihnen eine Frau von einer Kirchengemeinde ein Zelt schenkte. Das bedeutete ihnen alles, weil sei die wenigen Dinge die sie besaßen – darunter eine Kette mit einem goldfarbenen Kreuz und ein Paar Schuhe der Marke Converse (s. <https://www.converse.com/de>), die dem modebewussten Pete sehr wichtig waren – darin verstauen konnten. Das Zelt gab ihnen auch ein Gefühl von Geborgenheit. Als sie einmal nicht beim Zelt waren, kam ein Aufräumtrupp der Stadt, und bei ihrer Rückkehr mussten sie feststellen, dass ihr Zelt mit all ihren Habseligkeiten verschwunden war. Auch andere Obdachlose hatten schon das Gleiche erlebt oder würden es bald erleben. "Wir werden regelrecht ausgequetscht," hatte der Obdachlose Montrel Williams nach einer solchen Totalräumung festgestellt: "Sie nehmen uns auch noch das Wenige weg, was uns geblieben ist."

Mit den alle zwei Wochen durchgeführten Räumungsaktionen will die Stadt erreichen, dass die öffentlichen Plätze sicher und sauber bleiben. Für die Obdachlosen und die Rechtsanwälte, die sich für sie einsetzen, sind das aber vor allem inhumane Maßnahmen, die nichts gegen die Obdachlosigkeit ausrichten, sondern sie für die Betroffenen nur noch schlimmer machen, weil ihnen dadurch nicht nur materieller, sondern auch psychischer Schaden zugefügt wird. Wegen Zerstörung unbeaufsichtigten Eigentums und der Verletzung von Bürgerrechten hat die Washingtoner Anwaltskanzlei Covington & Burling deshalb schon im letzten Jahr eine Musterklage gegen die Stadt eingereicht, die aber noch anhängig ist.

Pete wusste nicht mehr, mit welchem Zelt auch der in Maryland ausgestellte Führerschein Monicas verschwunden war, aber durch diesen Verlust war ihre letzte Verbindung zu ihrem alten Leben durchtrennt worden. Seither kann Monica (weil sie sich nicht mehr als US-Bürgerin ausweisen kann) nur noch Vollzeitjobs bekommen, wenn sie für weniger als die Hälfte des Mindestlohns nachts und "schwarz" arbeitet. Mit Arbeiten auf Baustellen wollte auch Pete zum Ansparen der 2.000 Dollar beitragen, die sie bräuchten, um die erste

Miete und die Kaution für eine kleine Wohnung bezahlen zu können; dieses Ziel konnten sie bisher aber nicht erreichen.

Aktuell hatte Pete aber ein noch dringenderes Problem: Er konnte Monica nicht finden.

"Wo ist sie hingegangen?" rief er beim Weitergehen. "Wo kann sie hingegangen sein?"

Dann sah er Monica plötzlich am Fuß einer Treppe in der Union Station, die zur U-Bahn führte; sie telefonierte mit ihrem Handy, das sie nur im Bahnhof aufladen und benutzen konnte, weil es dort einen kostenlosen WLAN-Zugang zum Internet gab. Sie lächelte, wie sie es schon lange nicht mehr getan hatte. Mit wem sie wohl sprach?

"Wir Mädchen könnten uns einen schönen Abend machen," sagte sie ins Telefon. "Wir machen uns hübsch, ich lackiere deine Nägel und du meine. Und dann frisieren wir uns gegenseitig."

Sie telefonierte mit ihrer 12-jährigen Halbschwester Selena, die bei ihrem Vater, den Monica kaum kannte, in New York lebte. Monica hätte sie gern am Wochenende besucht, um aus der Kälte herauszukommen.

"Vielleicht auch ein andermal, wenn Vati mit seinen zwei Jobs mehr Zeit hat," sagte sie ins Telefon. "Ich versuche es möglich zu machen. Du, ich und Sassy, okay? Ich liebe euch und vermisse euch sehr, sag's auch Vati, dass ich euch liebe."

Sie beendete das Gespräch und weinte, weil sie genau wusste, dass sie kein Geld für eine Busfahrkarte nach New York hatte.

"Geht's dir gut, Baby?" fragte Pete.

"Ich habe einen Tiefpunkt," antwortete sie und erinnerte ihn daran, dass der nächste Zahltag erst in drei Tagen war und kurz danach wieder eine Räumung anstand. Sie würde Betteln müssen, um Essen kaufen zu können. "Betteln," wiederholte sie, und man merkte ihr an, wie sehr sie dieses Wort hasste. "Ich habe einen Tiefpunkt, weil ich nicht weiß, wie es weitergehen soll."

Deshalb tat sie das einzige, was sie tun konnte. Sie ging mit Pete langsam durch den Schnee zurück zum Zelt, kuschelte sich neben dem wartenden Hund in die auf dem kalten Beton liegenden Decken und versuchte sich vor der nächsten Nachtschicht noch etwas auszuruhen.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte Monica noch als Kassiererin gearbeitet. Dabei konnte sie mit den Kunden reden, die auf ihre bestellten Hähnchenteile mit Pommes warteten. Das liebte sie am meisten an ihren Job: mit "normalen Menschen" reden und dabei beobachten zu können, wie die auf sie reagierten – wie auf Ihresgleichen und nicht wie auf eine Obdachlose, an der man auf dem Gehsteig vorbei hastet. Doch dann hatte sie ihr Selbstvertrauen verloren. Dass in der Nähe ihres Zeltes wegen einer Baumaßnahme die Straße aufgerissen wurde, setzte ihr so zu, dass sie darum bat, in der Küche arbeiten zu dürfen. Dort arbeitete sie auch am 27. Februar, in der Nacht vor dem verschobenen Räumungstermin.

Mit gesenktem Kopf panierte und frittierte sie Hähnchenteile, ohne mit jemand zu sprechen. Sie wusste, dass ihre Arbeitskollegen nicht verstanden, warum sie unbedingt in die Küche versetzt werden wollte und so "sprachlos" geworden war.

"Warum sind Sie immer so niedergeschlagen?" hatten mehrere von ihnen gefragt.

Sie wollte ehrlich sein, fürchtete sich aber davor, auch diesen Job wieder zu verlieren, wenn sie zugab, als Obdachlose Essen für andere zuzubereiten. Deshalb log Monica: Weil ihre jüngere Schwester Selena Probleme mit der Schule habe, müsse sie früh aufstehen und Selena zum Unterricht bringen. Diese Geschichte schien die Kollegen zufrieden zu stellen, aber Monica fürchtete, dass die beiden Welten, die sie streng voneinander zu trennen versuchte – die Welt, in der sie arbeitete, und die Welt der Obdachlosen – plötzlich nicht mehr zu trennen wären. Sie fürchtete sich davor, mit einem Kunden in Streit zu geraten und deshalb gefeuert zu werden. Dann müsste sie in nur einer Welt leben, aber in der falschen.

Sie musste ihre ganze Kraft zusammennehmen, um ihre Angst zu verdrängen und nicht an den Müllwagen zu denken, der am nächsten Morgen zum Räumen käme. Sie musste sich auf ihrem Job konzentrieren: Hähnchen frittieren, Fische vorbereiten, Schokoladenkuchen schneiden, die Kohlsuppe umrühren und die Pasteten einpacken. Also alles für das Morgengeschäft vorbereiten, wenn nicht mehr aus den geschlossenen Bars kommende Betrunkene, sondern Menschen bewirtet werden mussten, die frühstücken wollten.

Dann war es 3 Uhr morgens und ihre Nachtschicht war vorbei. Draußen wartete Pete mit Sassy auf sie. Sie tätschelte Sassy und gab Pete einen Kuss. Dann gingen sie gemeinsam zurück in die First Street, vorbei an neben ihrem Zelt geparkten Baufahrzeugen, zogen den Reißverschluss hinter sich zu und warteten auf den Morgen.

Als Monica fünf Stunden später den Reißverschluss wieder aufzog, befand sich die Umgebung im Aufruhr. Der Mann, der monatelang – meistens betrunken – neben ihnen gelebt hatte war verschwunden und niemand wusste wohin. Eine Frau auf der anderen Straßenseite, die ständig über ein Komplott Clintons räsonierte und Passanten mit rassistischen Sprüchen beschimpfte, hatte ihr Zelt schon leegeräumt, und war dabei es abzuschlagen. Die Gehsteige waren voller Bundesangestellter, die zum Bureau of Labor Statistics (s. https://en.wikipedia.org/wiki/Bureau_of_Labor_Statistics) wollten, Nachrichtenleuten, die in CNN-Büros drängten und Studenten der Howard University (s. <https://home.howard.edu/>), die gekommen waren, um Zeugen der Räumung zu werden.

Die Außentemperatur betrug 38 Grad Fahrenheit (3,33 Grad Celsius). Sassy zitterte, als Monica begann ihre ganze Habe in schwarze Abfalltüten zu packen, und diese an Pete zu übergeben. Der verstaute sie wortlos in einem Einkaufswagen, bis um 9.30 Uhr eine kleine Frau eintraf und leise etwas zu ihm sagte. Dann drehte sich Pete zu Monica um, die im Zelt noch beim Packen war, und rief ihr zu:

"Die Räumung ist abgeblasen, es hat wieder eine Warnung vor Unterkühlung gegeben."

Noch im Zelt rastete Monica aus:

"Warum tun sie uns das immer wieder an?" schrie sie. "Das ist so frustrierend!"

Pete versuchte sie zu besänftigen: "Komm zu dir, es ist doch wirklich zu kalt."

Sie konnte sich aber nicht beherrschen, auch wenn sie plötzlich zu der Frau wurde, die sie nie hatte sein wollen – obdachlos und auf der Straße herumschreiend. In Arbeitskluft vorbeikommende Arbeiter versuchten die unangenehme Szene zu ignorieren, und Pete versuchte vergeblich, Monica zu beruhigen.

"Diese Leute, die uns wie Idioten behandeln, machen mich krank und todmüde," schrie

sie, "ich halte das nicht mehr aus. Seit Tagen geht mir dieses Schild nicht mehr aus dem Kopf, auf dem zu lesen ist, dass am 28. geräumt wird."

Dann sank sie in sich zusammen.

"Ich sterbe hier, ihr müsst mir helfen, sonst sterbe ich," rief sie in die Runde.

Pete schrie sie an: "Monica, sei doch nicht so laut!"

Aber Monica wandte sich erneut an die auf der Straße Vorbeigehenden:

"Nehmt uns doch endlich zur Kenntnis! Wir sind doch auch Menschen! Warum wollt ihr das nicht sehen?"

Aber die Passanten gingen unbeeindruckt vorbei. Monica und Pete begannen, ihre auf dem Einkaufswagen verstaute Habseligkeiten wieder in ihr Zelt einzuräumen, die Kleider auf die eine Seite und das Bett in die Mitte. Draußen gingen die geschäftigen Washingtoner wie an jedem Werktag zur Arbeit, im Zelt will Monica nur noch schlafen.

Auf dem Schild in der Nähe ist jetzt zu lesen, dass die nächste Räumung erst in zwei Wochen am 14. März um 10 Uhr vormittags stattfindet.

(Wir haben den Bericht der Washington Post über die unmenschliche Behandlung der Obdachlosen in den USA komplett übersetzt und mit Ergänzungen und Links in Klammern versehen.)

Wann begreifen die vielen immer ärmer werdenden US-Amerikaner endlich, dass die großen sozialen Probleme in ihrem Land nur durch eine drastische Kürzung seiner ständig wachsenden Rüstungsausgaben zu lösen sind? Wie unter https://www.washingtonpost.com/local/social-issues/were-human-beings-the-homeless-woman-yelled-acknowledge-us-then-people-did--in-a-way-she-didnt-expect/2019/03/28/64131000-50b5-11e9-8d28-f5149e5a2fda_story.html?utm_term=.fc53e43dbcfe nachzulesen ist, haben die beiden Obdachlosen inzwischen Hilfe von Mitmenschen bekommen.

Auch in der Bundesrepublik Deutschland gibt es immer mehr Obdachlose, von denen viele unter menschenunwürdigen Bedingungen leben müssen.

Anschließend drucken wir den Originaltext ab.)



‘This is not me’

The rise of tent encampments is changing the face of American homelessness. Inside one, Monica Diaz struggles to keep her full-time job — and her dignity.

Story by Terrence McCoy

Photos by Michael S. Williamson

March 22, 2019

Before 10 a.m. on another cold Thursday, Monica Diaz stirred in her tent, filled with dread. It had been two weeks since the last cleanup, and city workers would again be here soon, with their dumpster truck and police cars, to clear out the encampment. Every morning

was awful, but these were the worst of all, when Monica, who'd otherwise be resting before work, was forced to confront publicly what she did her best to hide: that she's homeless. That she lives in a tent. That she just turned 40, and that this is somehow her life.

"You ready?" Monica asked her husband, after a sleepless night at the base of Union Station, near CNN's Washington bureau, where the noise never stopped and they'd huddled together with their dog, Sassy, against the cold.

"Somewhat," said Pete Etheridge, 31, sighing.

They looked around their tent, which not only held the sum total of their world but also reflected a way of life that has, over the past decade, fundamentally changed the face of American homelessness. As housing costs climb ever higher in booming urban areas, the significant growth in tent encampments nationwide has become one of the most visible signs of the nation's failure to alleviate widening inequality. In Orange County, Calif., more than 700 people were cleared out of a tent city along the Santa Ana River last year after thousands signed a petition and Anaheim declared of a state of emergency. Seattle, meanwhile, has allowed some tent cities to operate as de facto communities — long-term, regulated, even with phone numbers and addresses. And in the District, the number of encampment cleanups has surged, according to city data, rising from 29 in 2015 to 100 in 2018.

Monica, a stout, wavy-haired woman now living in her seventh tent after cleanup crews tossed the others, looked down the busy street and tried to gird herself for the indignities to come. She needed to place her clothing and blankets into black trash bags, take down the blue and gray nylon tent and wheel everything out of eyesight in a shopping cart. Then she would watch as workers wiped away any trace of her from First Street NE, wheel it all back, pitch her tent again, take an ibuprofen p.m. and then sleep it all away until it was time to go to the fast-food restaurant for work.

"We got to take it all the way down there," she said, pointing toward the next street. Pete looked over everything that needed packing and was quietly shaking his head when a man in a brown coat approached. He'd come to cover the cleanup for Street Sense, a publication about homelessness, but now told them that the move had been canceled. The city was worried about hypothermia. Monica and Pete wouldn't have to dismantle their lives — at least not today.

"It's canceled?" Monica said, putting a hand over her mouth and closing her eyes. "Oh my God! We were just about to move all of our stuff!"

She hugged the man, and then Pete, the two of them overcome with such sudden relief that they began to cry.

"I love you, baby," he said, pressing his face to hers.

"We're going to make it," she said, reaching up to wipe the tears away from his face.

Behind them was a sign screwed to a metal post. It showed the date of the next cleanup.

Feb. 28, it now said. Ten a.m. Two weeks from today.

Life in the tent: Everything looks blue. "Our efficiency on First" they jokingly call it, imagining a different existence. On one side is the "wardrobe closet," where they store the clo-

thing the church people gave them. In the middle is the “bedroom,” where they’ve laid down blankets and sleeping bags. Off to the other side are the “kitchen” and “bathroom,” where they put the groceries and toiletries that Monica can manage to buy with the bi-weekly pay from her job.

That was where she had to go one afternoon soon after a cleanup. Just past 3 p.m., she unzipped the tent and awkwardly stepped out into the brightness of day. Eyes puffy, hair ruffled, exhausted, she pulled up the hood of her coat. Pete secured the tent with a padlock, leaving Sassy behind in a cocoon of blankets, and the two of them walked toward Union Station, which, for scores of homeless people like them, functions as the epicenter of daily life. It is where they can use a restroom, buy a cheap meal at the Bojangles’ or McDonald’s, get warm. Here, there’s a largely invisible, parallel reality apart from the thousands of people whooshing through the station each day, catching trains, clutching coffee, going about the business of making it in a city powered by ambition.

Some of those people are Monica’s customers, and rather than risk seeing them while she was so disheveled, she walked in through a service entrance, hood pulled down low. She passed the spot where the trucks drop off their cargo and where the restaurants throw away their waste, considering again the same question: How did it come to this?

She knew that she’d made some mistakes. Some bills went unpaid and debts had accumulated while she tried — unsuccessfully — to get a college degree at Towson University, ruining her credit. Then four years ago, she was charged with distribution of a controlled substance, a case that was dropped. But this? Not that long ago, she’d had a house, a car and a job — one with benefits and potential for promotion to management, at the Price Rite supermarket in District Heights, Md. And then Pete — the quiet, big-hearted man who got her phone number seven years ago, after they bumped into each other several times on the streets of Washington, their hometown. He told her they kept running into each other for a reason, and soon he was coming over to her house and that was that. Home for him was now with her.

The first place they shared was a one-bedroom apartment in Temple Hills, Md. Rent had been an easy \$900, which they managed with their pay from her job at Price Rite and his job stocking groceries overnight at a Giant. Monica cooked them Dominican and Guatemalan food most nights, recipes she learned from her mother and grandparents, all of whom had long since died. By May 2016, they’d gotten engaged, with Monica posting a picture on Facebook of the silver rings they bought for each other. But while their world was solidifying inside the apartment, it was fraying outside.

Lynnhill Condominiums, where they lived, a massive building filled with mostly low-income tenants, was buckling beneath the weight of housing code violations. In October 2016, the power was cut because of unpaid utility bills, and some residents started leaving. But not Monica and Pete. “I’m basically living paycheck to paycheck,” Monica told a television reporter, looking then like a different person — earrings in, hair brushed, glasses on. “I have nowhere to go.” Less than a year later, the Prince George’s County Fire Department condemned the building. “For your safety, you are being ordered to evacuate,” a police offer said into a loudspeaker in the parking lot. But to where? “What did we do to deserve this?” Monica asked in another television interview, frantic. “We paid rent. We worked hard, you understand? So why would you do this to us?”

Two years later now, long after they’d wound up on the streets and the condemned building had been sold to a real estate company, Monica and Pete walked up to the Union Station bus terminal. Nearby was a family bathroom. It was where Monica liked to go before work. There, she could lock the door, have a moment of privacy, breathe deeply and

make herself clean again. But today the bathroom was under construction and closed. She sighed irritably.

She knew how important it was not to look homeless. After Lynnhill was shuttered, and she was living on the streets for the first time, she held onto her Price Rite job for months. But her appearance deteriorated from sleep deprivation and infrequent showering, and she was fired for poor hygiene. Unwilling to let that happen again, she walked downstairs to the women's restroom below. It was as chaotic as she'd feared — tourists, commuters and homeless women, everyone jostling, waiting for a turn at the mirror. Finally, it was hers. Ten minutes later, she came out. Her hood was off. Her hair was up. White earrings shined from each lobe. Lip gloss sparkled.

Pete smiled.

"That Mulan look," he said of her hair now pulled back in a bun, before they walked up to the H Street trolley, where she'd catch a ride to work. He stood by her, trying to cheer her up, telling her how nice she looked.

But she only glared at him.

"This is not me, babe," she snapped, then caught herself, expression softening. "I'm just frustrated," she said. "I don't look the way I want to look. You keep telling me I'm pretty, but I don't feel pretty."

Not wanting to talk about it anymore, she turned away from him and waited for the trolley to arrive, eyes searching the distance.

Days later, it began to snow early one morning, thick globs of it, and nearly everything closed along First Street. Pete was beginning to worry. He hadn't seen Monica for hours, not since she'd walked to Union Station to use the restroom after waking up. He well understood how homelessness can destroy a person — he'd been on and off the streets since he was 13 — and could see the corrosion in Monica. Lately, she'd been disappearing for hours and talking about having "crazy thoughts." What if she needed him now, and he wasn't there? He had to find her.

"You seen my wife?" he asked one homeless man near the entrance of Union Station. The man shook his head. He kept on, searching for her in the food court, then on the ground level, going past where the fancy creams and chocolates and juices are sold, then to the McDonald's, whose seats usually were filled with the homeless. Nothing.

This is not what he'd promised Monica. During their first night of homelessness inside a bus shelter near a hotel they could no longer afford, he'd told her, "We're going to be okay," and had meant it. Soon they moved to Washington, where Mayor Muriel E. Bowser had made addressing the city's homeless crisis one of her key issues. Maybe there, in the city where they'd once lived, they could get help. But they quickly learned, after seeking help from the city, that they were never the right type of homeless. They had a dog and weren't willing to leave Sassy behind, so the shelters, almost all of which were gender-specific, weren't an option. They also didn't have children, for whom there are more city resources. Neither had addiction or mental health issues, diminishing their chances of getting housing, because, in the difficult calculations service providers must make, other people always needed help more. "A perfect storm of bad factors," Ann Marie Staudenmaier, a housing lawyer with the Washington Legal Clinic for the Homeless, called their situation. "In the grand scheme of things, they're just not a priority."

Pete now stopped another homeless man near a Pret a Manger. "You seen my girly?" he asked.

One bench to another, this park to the next, he and Monica had slept wherever seemed safe in those first few months, until a woman from a church gave them a tent. It was everything. Finally there was somewhere to store the things that made them feel less homeless — a chain with a gold cross, a pair of Converse shoes that Pete, who loved fashion, had adored. There was a sense of privacy. But then a city cleanup crew came through while they were out, and they returned to find that their tent and all of their things were gone. All around them were other homeless people who'd undergone or would soon undergo the same sudden deprivation. "Crushed" is how one homeless man, Montrel Williams, said he felt after a recent cleanup stripped him of all he had. "They're taking what little we got."

To the city, the biweekly sweeps ensure that public places are safe and clean. But to housing lawyers, advocates and the homeless, they're dehumanizing exercises that do little to redress homelessness and leave the people experiencing it worse off, materially and psychologically. Last year, the Washington law firm Covington & Burling filed a class-action lawsuit against the city, alleging it had destroyed unattended property during the cleanups and violated constitutional rights. The suit remains pending.

Pete didn't know which discarded tent had stored Monica's Maryland driver's license, but the loss had severed her last connection to her old life. Afterward, the only full-time job she could get paid under the table and less than half of minimum wage, with overnight hours. He'd tried to help, getting some work on construction sites, but they never seemed to get closer to their goal. They needed \$2,000, he figured, to pay the first month's rent and security deposit for an apartment to get off the streets. But now the problem was even more urgent: He couldn't find Monica.

"Where did she go?" he asked aloud as he walked. "Where did she go?"

Then: There, at the bottom of the steps, near the Metro entrance inside Union Station, he glimpsed Monica on her phone, which she charged at the train station and could use only while connected to WiFi. She was laughing, smiling bigger than he'd seen in a long time. Whom was she talking to?

"We got to have a girls' night out," she said into the phone. "We're going to get pretty. I'm going to do your nails, and you're going to do mine. We're going to do our hair."

It was her half sister, Selena, 12, living in New York with their father, a man Monica barely knew. Monica was asking to come visit for the weekend, to get out of the cold.

"Maybe sometime this weekend, if Daddy's not too busy, because Daddy's working two jobs," she said into the phone. "I'm going to try to make it out there. You, me and Sassy, okay? I love you. I miss you so much. Tell Daddy, okay? Because I love you guys so much."

She hung up, crying now, knowing she wouldn't make it to New York, that she didn't have the money for a bus ticket.

"You okay, babe?" Pete asked.

"I'm at my breaking point," she said. Payday was still three days away, she told him, and another cleanup was just after that, and she'd just had to panhandle for money to buy food. Panhandle, she said again, hating the sound of the word. "I'm so at my breaking

point, I don't know what to do.”

So she did the only thing she could, walking slowly with Pete through the snow back to the tent, then laid down atop the concrete, curling up next to her waiting dog to try to rest before her next shift.

Not too long ago, Monica had worked at the cash register, chatting with customers as she rang up orders of chicken and fries. It was what she loved most about the job, getting to know the usuals, soaking in how they looked at her — as an equal, not as someone to hurry past on the sidewalk. But these days, Monica had come to trust herself less with that responsibility. A construction project was tearing up the street in front of their tent, and she felt herself fracturing. So she asked to be moved to the kitchen, where she worked late on Feb. 27, the night before the cleanup.

Head down, she breaded and fried the chicken, talking to no one. She knew her co-workers didn't understand what had been going on with her lately, why she'd become so withdrawn.

“Why are you so tired?” several of them had asked.

She wanted to be honest. But fearful that she'd lose her job if she told the truth — that a homeless person was handling food — she lied. It was her younger sister, Selena, she'd say. She was having problems with school, and Monica had to get up early to take her to class. That story seemed to satisfy them, but more and more she could feel the two worlds she'd always kept meticulously separate — the working one and the homeless one — beginning to converge. She worried one night that she'd yell at a customer over nothing and get fired. And then she'd be left not with two worlds, but one, the wrong one.

It took all of her effort not to think about that possibility, not to think about the dumpster truck coming the next morning, to keep her focus on her job. Bread the chicken. Prep the fish. Cut the chocolate cake. Stir the collard greens. Box the pastries. Prepare everything for the morning, when the restaurant would no longer cater to the drunks after the bars closed, but to the breakfast crowd.

Then it was past 3 a.m., and she was leaving. She walked outside and saw Pete, waiting for her with Sassy. She petted Sassy and gave Pete a kiss, and together they all walked back to First Street, seeing the parked Bobcats looming just outside their tent, waiting for morning. They entered the tent and zipped it.

Five hours later, they unzipped it. Monica emerged to see their encampment in upheaval. The man who'd lived beside them for months, who was drunk more often than not, was gone, to who knew where. A woman across the street, who raved at all hours about a Clinton conspiracy and yelled racist things at passerby, had pulled everything out of her tent, which she was taking down. The sidewalks were full: federal workers hustling into the Bureau of Labor Statistics, newscasters heading into the CNN offices, Howard University students who'd come to witness the cleanup.

It was 38 degrees outside. As Sassy quivered, Monica piled everything they had into black trash bags, then handed them to Pete. Wordlessly, he placed them into a shopping cart, one after another, until a woman came up to him just after 9:30 and said something softly. He turned back to the tent, where Monica was packing.

“It's off,” he said of the cleanup. Another hypothermia warning.

Inside the tent, she erupted.

“Why do they keep doing this to us?” she said. “This is so frustrating!”

“Come on,” he said, trying to soothe her. “It’s cold.”

But she couldn’t stop, not now. Even if she suddenly was the person she’d never wanted to be — homeless, shouting in the streets. Workers in suits streamed past, ignoring the uncomfortable scene. Pete stood there, powerless to hold her together.

“I’m so sick and tired of these people treating us like we’re idiots!” she said. “I’m tired of being like this. . . . This day has been on my mind for the longest time. I’ve been looking at that sign, the 28th!”

Down she spiraled.

“I’m dying out here!” she said to no one. “I’m dying out here! Please, I need help!”

“Monica!” Pete finally shouted. “Calm your voice down!”

Now she was addressing the people on the streets.

“Acknowledge us!” she said. “We’re human beings! Please, just acknowledge us!”

But people kept passing and, defeated, Monica and Pete slowly began taking the bags out of the shopping cart to reassemble their home. The wardrobe over here. The bedroom over there. Outside, another business day in professional Washington was underway and, inside, all Monica wanted to do was sleep.

Nearby, the sign showing the next cleanup changed.

March 14, it now said. Ten a.m. Two weeks from today.

<http://www.luftpost-kl.de/>

VISDP: Wolfgang Jung, Assenmacherstr. 28, 67659 Kaiserslautern